

*k.*

Leseprobe Tamar Noort

**TAMAR NOORT**

**DIE  
EWIGKEIT  
IST EIN  
GUTER ORT**

ROMAN

KINDLER

Originalausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, August 2022  
Copyright © 2022 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg  
Satz aus der Dolly  
bei Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pölsneck, Germany  
ISBN 978-3-463-00034-3

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



# 1

Einmal im Jahr herrscht in Köln Schunkeldiktatur, und die Stadt verliert kollektiv ihre Würde. In der Bahn kopulieren Krankenschwestern mit Eisbären, im Supermarkt sitzt ein Hase an der Kasse, und der alte Mann von nebenan führt seinen Hund aus im Clownskostüm.

Du hast halt eine norddeutsche Seele, sagen die Rheinländer, du verstehst das nicht. Aber Karneval ist für mich mehr als eine kulturelle Meinungsverschiedenheit. Es ist eine Zeit, in der man sich auf nichts verlassen kann. Niemand ist einfach, wer er ist. Ich empfinde das als Betrug.

Das Einzige, woran man sich festhalten kann, ist der Tod. Gestorben wird immer, auch in der fünften Jahreszeit.

Ich meldete mich jedes Jahr freiwillig, um im Seniorenheim den Seelsorge-Dienst für die Karnevalstage zu übernehmen. Ich liebte dieses Ehrenamt. Während meine Kollegen mit bunten Perücken und geröteten Wangen dicht an dicht in Kneipen standen und nach Beute Ausschau hielten, die sich für eine Nacht erlegen ließ, sprach ich im Albertusstift mit Menschen, die vor ihrer letzten großen Reise standen. Wenn ich bei ihnen am Sterbebett saß, sah ich in ihren Augen etwas Wahrhaftiges, eine Ruhe, die mir imponierte.

Es war Karnevalsdienstag, das Schlimmste war vorbei, als ich zum Dienst gerufen wurde. Eine alte Dame hatte ihre letzten Stunden vor sich. Sie hieß Alma.

«Gott soll wissen, dass ich im Anmarsch bin», sagte sie,

schloss die Augen und wartete darauf, dass es losging. Ich nahm ihre Hand und sprach die ersten Zeilen des Vaterunser. Aber nach *Dein Wille geschehe* kam nichts mehr. Ich konzentrierte mich, irgendwas mit Schuld und Brot und Ewigkeit. Alma hielt die Augen geschlossen. Ich fing noch mal von vorne an, und mein Körper erinnerte sich zwar an Rhythmus und Klang, aber nicht an Sätze, die Sinn ergeben. Alma wartete, also reihte ich Brot und Schuld und Ewigkeit aneinander, ich verband sie mit Murbelphrasen, die nach Gebet klangen. Es war eine Art Sampling-Version, bei der nur noch der Beat stimmte, eine Neuinterpretation des Originals. Alma schien einverstanden, jedenfalls beschwerte sie sich nicht. Kurze Zeit später kam ihre Tochter und hielt ihre Hand, bis sie friedlich einschlief.

Ich hatte meine Mission erfüllt – aber mich ergriff Panik.

«Kann doch mal passieren, ich vergesse ständig was», sagte Jan und schenkte Kaffee ein. Jan war nicht aus der Fassung zu bringen. Niemals. Er verströmte Gleichmut wie andere einen Körpergeruch.

«Und wenn es Frühdemenz ist?», sagte ich und probierte aus, was ich noch auswendig konnte. *John Maynard war unser Steuermann. Aushielt er, bis er das Ufer gewann ... Fontane, check. Walle, walle, manche Strecke, dass zum Zwecke Wasser fließe, und mit reichem, vollem Schwallen ... Goethe, check. Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche ...* Jan hob eine Augenbraue, aber: check. Und jetzt. *Vater unser im Himmel. Geheiligt werde dein Name.* Jan googelte das Vaterunser und las mit. Live-Kontrolle. *Dein Reich komme. Dein Wille geschehe ...* Jan blickte auf. Es kam nichts mehr.

Ich versuchte die Dauerbrenner meiner Jugend aus dem

Konfirmandenunterricht. *Von guten Mächten wunderbar geborgen ... Nichts. Danke für diesen guten Morgen ...* Funkstille. Ich probierte Taizé-Gesänge, die eh nur aus drei Zeilen bestehen. Über die erste Zeile kam ich nicht hinaus.

Gegen Abend, nach einer soliden Darbietung von Schillers *Glocke*, stand endgültig fest: Ich konnte fehlerfrei alle Gedichte und Lieder rezitieren, die ich seit meiner Kindheit auswendig gelernt hatte, aber sobald Gott involviert war, streikte mein Gehirn.

«Vielleicht ist es Gottdemenz», sagte ich.

«Was soll das denn sein?», fragte Jan.

«Einfach eine Berufskrankheit, bei der man die Dinge vergisst, die einem besonders wichtig sind.»

«Die speichert man doch doppelt und dreifach ab.»

Jan tat das tatsächlich. Ich war aber ziemlich sicher, dass das zum Berufsbild von Software-Entwicklern gehörte.

«Dann ist irgendwas mit meiner Festplatte.»

«Ausschalten, morgen wieder einschalten, funktioniert immer.» Jan trank seinen Wein aus.

Ich schlief die ganze Nacht nicht. Mir fiel diese Optimierungssoftware ein, die Daten abgleicht und löscht, wenn sie zu alt oder doppelt vorhanden sind. Ich hatte eine ähnliche Unordnung in meinen Gottesangelegenheiten und war schon länger damit beschäftigt, «den Kopf frei zu kriegen». So erklärte ich es jedenfalls meinen Eltern, und sie verstanden es, denn sie überwiesen mir immer noch monatlich etwas Geld, obwohl ich auf die dreißig zugeht und mein Studium vor über einem Jahr abgeschlossen hatte.

Am Tag meiner letzten Prüfung empfingen meine Eltern mich mit Blumen und Kuchen und einem Strahlen

im Gesicht. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich die beiden das letzte Mal so glücklich gesehen hatte, und es bereitete mir Unbehagen, dass ich diejenige sein sollte, die das verursacht hatte. Mein Vater klopfte mir auf die Schulter, eine Geste, die ganz neu war, die er offenbar aufgehoben hatte für den Moment, in dem wir nicht mehr nur Vater und Tochter sind, sondern Kollegen. Ich schüttelte seine Hand ab, denn noch war ich nichts weiter als seine Tochter, und ich fand, dass das vollkommen ausreichte.

Nach dem zweiten Glas Sekt sagte meine Mutter zu ihm, er könne nun endlich kürzertreten, und da beschlich mich das Gefühl, dass sie gar nicht nur glücklich für mich waren, sondern auch für sich.

Mein Vater war Pastor einer evangelischen Kirchengemeinde. Ich hatte schon als Kind auf der Kanzel gespielt, von der er eines Tages verkünden würde, wer ihm nachfolgen sollte. Dass ich das sein könnte, wünschten meine Eltern sich schon lange. Aber mein Vater hatte es nie offen gesagt. Es lag nur in der Luft, unsichtbar, aber deutlich zu spüren.

Mir prickelte der Sekt hinten in der Kehle.

«Ich muss erst mal den Kopf frei kriegen», sagte ich, «bevor ich gleich eine ganze Gemeinde übernehme.»

Mein Vater nickte etwas heftiger als nötig, dem Sekt geschuldet oder der Erleichterung, dass er nicht sofort in Rente gehen musste.

«Du sagst Bescheid, wenn du so weit bist.»

Ich nickte, aber das war jetzt ein Jahr her, und mein Kopf war immer noch nicht frei.

Und jetzt war der Schöpfer des Himmels und der Erden mir zuvorgekommen und hatte die Arbeit für mich erledigt. Gott hatte den Platz geräumt, den er in meinem Kopf

besetzt hatte, und etwas hinterlassen, was mir größere Angst machte als alles andere:

Freier Raum.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Fahrrad zum Albertusstift. Ich mochte die Ruhe, die über der Stadt lag. Die Karnevalsflüchtlinge waren noch nicht zurück, und der Rest lag noch im Bett. An der Ampel hielt ich an. Jetzt. Ausschalten, einschalten, hatte Jan gesagt. Es fühlte sich an, als hätte ich nur den einen Versuch. Wenn das nicht klappte, war die Festplatte hin.

*Vater unser im Himmel.*

Auf der Gegenseite der Ampel versammelten sich ein paar Restfeiernde.

*Vater unser im Himmel. Dein Reich komme.*

Da fehlte doch was. Da kam was zwischen. Die Ampel sprang um, und ich fuhr los. Die Verkaterten kamen mir entgegen. Einer schwankte, er trat mir mitten vors Rad. Ich riss den Lenker um und fiel fast hin. Als ich wieder fest im Sattel saß, waren die Satzketten verschwunden.

Ich würde ohne Gott zum Dienst erscheinen.

Im zerknitterten Viker-Kostüm lag Gert auf dem kleinen Sofa in unserem Dienstbüro und bedeckte sein Gesicht mit dem Arm. Offenbar fühlte er sich der blasen Februarsonne, die hineinschien, nicht gewachsen. Mit dem anderen Arm umklammerte er eine Wasserflasche. Ein Bein stand angewinkelt auf dem Boden, gegen den Schwindel. Er war eindeutig nicht einsatzbereit, was auch gar nicht nötig war, denn er hatte sich die Karnevalstage freigenommen. Wahrscheinlich hatte er keinen anderen Ort gefunden, an dem er seinen Rausch ausschlafen konnte.



Gert war mein Chef, aber seine Autorität litt unter dem Fake-Fellumhang und dem Helm mit zwei monströsen Hörnern, der auf dem Boden lag.

«Na, brauchtest du ein Bett?» Ich stellte meine Tasche ab.

Gert schüttelte mit geschlossenen Augen den Kopf, wühlte in einem Fellbeutel herum, der an seinem Ledergrurt hing, und streckte seine Faust in die Höhe. Darin hielt er sein Handy.

«Alma», brachte er hervor.

«Hat sie aus dem Jenseits angerufen?» Es klang schnip-pischer, als ich wollte. Gert war ein begnadeter Seelsorger, der sich hingebungsvoll um die Senioren im Albertusstift kümmerte. Er liebte Menschen, bedingungslos. Ganz gleich, ob sie gerade im Sterben lagen oder mit ihm Karnevalslieder grölten.

«Die Tochter ...» Er richtete sich langsam auf und sah mich aus halb offenen Augen an. Sie waren rot. «... hat mir eine Nachricht hinterlassen, dass ihre Mutter ...», er machte eine Pause und blickte an die Decke, als würde die Nachricht dort erscheinen, «... die nichts weiter wollte als ein letztes, ein gemeinsames Gebet ...»

Mir wurde heiß. Ich hatte Alma für diskret gehalten.

«Alma hat ihr gesagt, es gab eine Art *Gebetebrei*.» Gert saß jetzt aufrecht. Er sah genauso wach aus wie sonst. «Und die Tochter fragt sich nun, wer sich zu Karneval mit ihrer sterbenden Mutter einen Scherz erlaubt hat.»

Ich setzte mich auf den Schreibtischstuhl. Behutsam, damit die Knie nicht zu früh nachgaben.

«Oder wer betrunken zum Dienst erschienen ist.»

Gert blickte mich an. Ich spürte, wie die Röte sich in meinem ganzen Gesicht ausbreitete. Meine Wangen gaben Gert recht.

«Das war anders, Gert, wirklich.» Aber ich hörte selbst, wie kläglich das klang. «Das war kein Alkohol, ich hatte einfach ein Blackout, ich schwöre, das kommt nie wieder vor.»

«Sollte es auch nicht.» Gert stand erstaunlich behände auf und setzte sich den Vikingerhelm auf. Es sah nicht im Geringsten albern aus.

«Das war weder Alma noch Gott würdig.» Er schwang seinen Umhang um die Schultern, nickte mir zu und verließ das Büro.

Ich schaute in den Unterlagen nach, wie Almas Tochter hieß. Christa. Neben dem Namen stand die Telefonnummer. Ich tippte sie in mein Handy ein und löschte sie wieder. Was sollte ich ihr sagen? Entschuldigen Sie bitte, ich konnte nichts dafür. Ich hatte den Allerhöchsten gerade nicht parat. Ich leide unter Gottdemenz. Das klang erst recht nach Karnevalsscherz.

Ich beschloss, einen Gang durchs Haus zu machen. Vielleicht kam alles wieder, wenn ich meine Routine-runde drehte. Als ehrenamtliche Seelsorgerin machte ich meistens vier oder fünf Dienste hier im Monat.

Als Erstes steuerte ich die Kapelle an. So nannten wir den Raum, in dem wir Andachten hielten und der offen war für alle, die Gottes Nähe suchten. Es passten nur wenig Leute rein, aber die meisten sahen ohnehin vom Zimmer aus zu, wenn wir Gottesdienste feierten. Wir übertrugen den Dienst für diejenigen, die nicht gut zu Fuß waren, direkt auf den Fernseher ins Zimmer. Mir gefiel der Gedanke, an mehreren Orten gleichzeitig zu sein.

In der Kapelle saß ein Mann, den ich nicht kannte. Vielleicht ein Neuzugang.

Ich nickte ihm freundlich zu und wollte an ihm vorbeigehen, aber er winkte mich herbei.

«Sie da!»

Er hielt mir eine Bibel hin, in der er gerade geblättert hatte.

«Lesen Sie mal!»

Er schien den Altersunterschied zwischen uns als Imperativ zu empfinden.

«Kenn ich schon, danke.»

«Nein, mir! Mir sollen Sie was lesen!»

Sein Befehlston ging mir auf die Nerven. Er konnte unmöglich wissen, dass es zu meiner Jobbeschreibung gehörte, aus der Bibel vorzulesen. Genauso gut könnte ich eine trauernde Angehörige sein, von Alma zum Beispiel, die gestern unter ganz unwürdigen Umständen aus dem Leben geschieden war, begleitet von einem Gebetebrei.

«Da!» Er schlug die Bibel auf, und ich sah, was ich ihm lesen sollte. Hiob. Der Mann, dessen Glaube an Gott so unerschütterlich war, dass er jede Prüfung überstand. Noch als ihm seine Familie, sein Haus und sein Vieh genommen wurden, schmiss er sich in den Staub und betete ihn an. Der Oberfeldweibel hielt mir die Bibel jetzt unter die Nase.

«Keine Zeit.»

Ich wollte gehen, aber die Gesichtszüge des Mannes wurden ein wenig weicher.

«Ich seh doch nix mehr.»

Mir fiel Gert ein, wie er gesagt hatte, dass mein Verhalten weder Gott noch Alma würdig war. Jetzt gerade schnitt ich auch nicht gut ab. Ich seufzte.

«Geben Sie schon her.»

Ich setzte mich zu ihm und nahm die Bibel entgegen. Sie lag gut in der Hand. Das Buch der Bücher.

Wenn ich Bibeltexte vortrage, verändert sich meine Stimme. Es geschieht von selbst, sie wird lauter und

bekommt mehr Farbe. Die Worte klingen länger, die Amplituden werden größer. Das ist deine Pastorenstimme, sagt mein Vater dann, um mich zu ärgern. Aber er hat recht. Die Bibel ist kein Buch für stilles Lesen. Es ist ein Buch zum Hinausposaunen. Und wann immer ich das tue, werde ich auf eigenartige Weise eins mit dem Text. Als würden die Geschichten durch mich zum Leben erweckt. Ich liebe diese altertümliche Poesie, gerade bei Hiob: *Will denn keiner meinen Kummer wiegen und dazu mein Unglück in die Waagschale werfen?*

Die Ausgabe, die der Oberfeldwebel mir in die Hand gedrückt hatte, war abgegriffen und sah zerlesen aus. Der Text auf den hauchdünnen Seiten stach scharf hervor.

*Im Land Uz lebte ein Mann mit Namen Hiob. Der war fromm und führte ein vorbildliches Leben.* Ich öffnete den Mund, ich formte die Worte, aber meine Stimme versagte.

«Machen Sie schon», brummte der Oberfeldwebel, und ich versuchte es erneut. *Im Land Uz lebte ein Mann mit Namen Hiob. Der war fromm und führte ein vorbildliches Leben.* Die Worte ließen sich nicht sprechen.

Ich drückte den Rücken durch und setzte mich gerade hin. Einschalten und ausschalten. Einfach noch mal von vorne. Meine Lippen bewegten sich, aber ich brachte keinen Laut hervor. Als hätte jemand den Ton abgedreht. Für den Mann neben mir musste das aussehen, als verhöhnte ich ihn.

Der Blick des Oberfeldwebels verfinsterte sich.

«Das finden Sie witzig, ja?» Er nahm mir die Bibel wieder ab, ich konnte sehen, dass seine Hand leicht zitterte. Ich zitterte jetzt auch. Und plötzlich war meine Stimme wieder da.

«Das war nicht so gemeint.»

«Ich weiß schon, wie das gemeint war.» Er stand

umständlich auf und stützte sich auf dem Stuhl, der vor ihm stand, ab. Die Bibel legte er auf den Sitz.

«Galater 6, können Sie ja mal nachlesen.» Er drängte sich an mir vorbei, mit mehr Kraft, als ich ihm zugetraut hätte.

Ich schlug Galater 6 auf und las den Text. Meine Finger waren eiskalt. Sie umklammerten die dünnen Seiten, als könnten sie ändern, was da steht. Der alte Mann hatte nicht einfach irgendeine Bibelstelle zitiert. Er hatte mir eine Prophezeiung gemacht:

*Täuscht euch nicht! Gott lässt keinen Spott mit sich treiben. Denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten.*

## 2

Der Oberfeldweibel wusste genau, wer ich war. Er beschwerte sich mit einer Schimpftirade, die, so berichtete Gert, angeblich volle zehn Minuten dauerte. Selbst wenn man Gerts Ärger über die zweite Störung seines Karnevalsurlaubs und seinen Hang zur Übertreibung mit einrechnet, blieb immer noch eine saftige Abreibung übrig.

Ich hatte nichts zu meiner Verteidigung vorzubringen. Also schwieg ich und wartete auf Gerts Urteil. Wir saßen in der Teeküche. Er rührte in seinem Früchtetee, obwohl sich der Zucker längst aufgelöst haben dürfte. Der Löffel schabte am Porzellan und verursachte ein unangenehmes, monotones Geräusch.

Normalerweise war Gert äußerst spendabel mit seinen Emotionen, vielleicht, weil sie im Überfluss vorhanden waren. Aber heute wirkte er verschlossen. Dass er nichts sagte, beunruhigte mich. Wir lauschten beide dem Schaben des Löffels. Ich war sicher, dass es bis nach Köln-Porz zu hören war.

Gert räusperte sich.

«Elke. Wie lange bist du jetzt hier?»

Er wusste genau, seit wann ich meine Dienste machte. Er selbst hatte mich ausgebildet, noch während meines Studiums.

«Drei Jahre.»

Der Löffel hielt inne.

«Das evangelische Krankenhaus sucht eine Seelsorgerin. In Festanstellung. Vollzeit. Mit richtiger Bezahlung.

Die haben mich gefragt, ob ich jemanden wisse. Ich wollte dich empfehlen, eigentlich.»

Er probierte den Tee, schüttete Zucker nach und rührte wieder.

Ich liebte die Arbeit im Albertusstift, ganz gleich, ob ich dafür bezahlt wurde oder nicht. Aber ich konnte nicht ewig ehrenamtlich arbeiten. Gert legte mir gerade einen Sechser im Lotto auf den Tisch.

Er hatte von Anfang an etwas in mir gesehen, was ich selbst nicht sehen konnte. «Du erkennst die Menschen», sagte er nach dem ersten Ausbildungsseminar, «das ist gut.» Von da an kümmerte er sich persönlich darum, dass ich nicht aufgab. Ein paarmal war ich kurz davor, wenn die Menschen mir mehr abverlangten, als ich zu geben imstande war. Gert war dabei immer an meiner Seite. Und jetzt legte er mir sogar einen Job in den Schoß. Wobei er mir genau genommen noch nichts angeboten hatte.

«Aber vielleicht ist das alles hier nicht mehr das Richtige für dich.»

Der Löffel änderte die Richtung. Er klang jetzt anders, dunkler.

Langsam dämmerte mir, dass es nicht darum ging, ob ich einen festen Job bekam. Es lag in Gerts Hand, ob ich überhaupt wiederkommen durfte, hierher, ins Stift.

Metall schabte über Porzellan.

Ich brauchte die Menschen, die ich hier begleitete, mindestens so sehr wie sie mich. Sie waren mir in allem voraus. Sie hatten Lebenswege eingeschlagen und Entscheidungen getroffen, sie bereuten manches und anderes nicht. Alle Risiken lagen nun hinter ihnen. Sie waren nur noch einen Schritt von der Ewigkeit entfernt. Für mich lag darin etwas Tröstliches: Ihre Furchtlosigkeit stärkte mich. Im Tausch für die Sterbebegleitung bekam

ich von den Menschen im Albertusstift eine Lebensbegleitung.

«Ich bin gerne Seelsorgerin», sagte ich.

«Dann zeig das auch. Mir, den Menschen hier», Gert deutete nach oben, «und Gott.»

Ich nickte.

«Das mach ich.»

«Du kannst gleich am Sonntag damit anfangen. Willst du meine Andacht übernehmen?»

«Klar», sagte ich. Wenn ich überhaupt ein Wort herausbringe, fügte ich in Gedanken hinzu.

Gert legte endlich den Löffel neben seiner Tasse ab und trank den Tee.

Den Nachmittag verbrachte ich mit einer dementen, sehr vergnügten Dame, die sich an nichts erinnerte, was ihr Leben betraf, aber problemlos sämtliche Weihnachtslieder auswendig singen konnte. Während sie von der gnadenbringenden Weihnachtszeit in *Oh du fröhliche* schmetterte, wanderten meine Gedanken zur Andacht, die ich halten sollte. Ich hatte Gert schon ein paarmal vertreten. Lampenfieber gehörte dazu. Aber diesmal hatte ich das Gefühl, es ginge um alles.

Jan überbrühte die Tomaten und häutete sie. Mit seinen langen, sauberen Fingern nahm er sie vorsichtig in die Hand und zog mit einem kleinen Messer die Haut ab. Es sah liebevoll aus, und ich verspürte Neid. Auf Jan, der in der Lage war, eine Tomate so sehr zu achten, dass er sie zärtlich häuten konnte, aber auch auf die Tomate, deren Bestimmung klar und ehrwürdig war: Sie würde aufgehen in einer fantastischen Jan-Pasta.

Das war Jans Form von Seelsorge: Seine Pasta konnte



mich über jede missliche Lage hinwegtrösten. Morgen war die Andacht, und mein Lampenfieber wuchs.

«Du hast das doch schon mal gemacht.» Jan schob mir seine Tomaten zu. Das Gericht kam sehr gut ohne meine Assistenz aus, aber Jan gab mir manchmal kleine Aufgaben, um die Illusion aufrechtzuerhalten, dass wir zusammen kochten.

«Das gibt sich von alleine, wenn du da rausgehst.»

Ich hackte Jans gehäutete Tomaten in Stücke. Mein Schneidebrett war bald ein Schlachtfeld aus rotem Saft und kleinen gelben Kernen.

Jan inspizierte mein Arbeitsergebnis.

«Ein bisschen kleiner, bitte.»

Ich sah auf das Brett, das jetzt schon einen Haufen Tomatenmatsch enthielt.

«Ist das nicht egal, wenn sie in der Soße sind?»

Jan konzentrierte sich darauf, den Knoblauch zu schneiden. «Die Soße besteht nur aus drei Zutaten. Sie lebt davon, dass das Gleichgewicht stimmt.»

Er legte den Knoblauch weg und machte mir vor, wie groß die Stücke sein sollten. Ein paar Widerworte stiegen in mir auf, aber sie hatten nichts mit den Tomaten zu tun, also schluckte ich sie runter und bemühte mich, Jans Pasta-Ordnung wiederherzustellen. Ich musste zugeben, dass die Blöckchen, die Jan geschnitten hatte, weniger matschten und appetitlicher aussahen.

Im Bett schmiegte Jan sich von hinten an mich und legte seine Hand auf meinen Bauch. Zum ersten Mal seit Tagen entspannte ich mich etwas. Ich hab Angst, wollte ich sagen, richtig Schiss, dass es nicht klappt morgen, und dann wollte ich flüstern, wenn das nicht klappt, dann fürchte ich, dass nie etwas klappen wird, und ich wollte

ihm sagen, das ist sie, das ist meine größte Angst, und ich flüsterte: «Jan», aber er war schon eingeschlafen und hatte mich in seinen Armen allein zurückgelassen.

Ich schloss die Augen und versuchte, Ruhe zu finden. In meinem Kopf hallten die Wortfetzen wider, die nicht mehr in Ordnung waren, *Vater unser, Im Land Uz, da lebte ... da lebte ...* Die Wörter wiederholten sich in Endlosschleife, wie ein Ohrwurm, der sich festsetzt, weil man nicht auf die nächste Zeile kommt. Ich suchte nach den Bruchstücken, die eigentlich Teil meiner DNA sind. Worte, die mir Wärme geben. Sie fehlten mir, als hätte jemand mir lebenswichtige Organe entfernt.

Stattdessen fand ich eine Art Vulkanwüste vor. Eine grobe, dunkle Ödnis. Ich versuchte, einen Horizont auszumachen, aber dieser Ort hatte keine Grenzen. Es gab nichts, woran man sich orientieren konnte, kein Oben, kein Unten, kein Links, kein Rechts, kein Vorn und kein Hinten. Das Einzige, was die stille Landschaft unterbrach, waren schwarze Löcher, schwelend, als brennten sie noch. Sie riefen mich, versuchten, mich in sich hineinzuziehen. Ich ahnte, dass sie die Fehlstellen waren, die Teile meines Geistes, die plötzlich nicht mehr existierten. Ich rannte, weg von den Brandlöchern, so weit wie möglich, und kam doch keinen Meter voran.

## 7

«Es geht um Röschen», sagte meine Mutter am Telefon. «Sie hat nach dir gefragt. Sie möchte dich noch einmal sehen.»

Röschen. Sie musste inzwischen uralt sein. Ich war schon lange nicht mehr bei ihr gewesen, ich mied meine Heimatstadt. Wenn ich zu Feiertagen oder Geburtstagen nach Hause gebeten wurde, blieb ich keine Sekunde länger als nötig. Auch nicht für Röschen. Vielleicht erst recht nicht für Röschen. Sie wohnte in unserer Straße und hat auf uns aufgepasst, als wir klein waren. Sie hatte sehr viele Bücher und einen ruppigen Graupapagei. Meist flog er frei in der Wohnung herum. Wenn ich reinkam, setzte der Vogel sich auf meine Schulter und knabberte an meinem Ohr. Röschen hatte den Vogel nach der amerikanischen Schriftstellerin Gertrude Stein benannt, die mit der Gedichtzeile *Rose is a rose is a rose* berühmt geworden war. Das Sprechrepertoire von Gertrude (dem Vogel) sah ähnlich aus: Sie gab Röschens Namen in Dauerschleife von sich.

«Und Gertrude?», fragte ich.

«Lebt auch noch», sagte meine Mutter. «Kommst du?»

«Röschen und ich, wir kennen uns doch kaum noch.»

«Für sie warst du nie weg», sagte meine Mutter, und dann war es eine Weile still in der Leitung.

«Ich komm aber erst morgen», sagte ich und legte auf.

Edena ist die größte Stadt Deutschlands ohne Bahnhof. Wer hier aufwächst, lebt vollkommen abgeschnitten

von der Außenwelt. Eingekegelt von Wiesen, auf denen Wiederkäuer stehen und die immer etwas nach Gülle riechen. Die Fußgängerzone reicht von Pommes Wesseling, wo mein erstes Date stattfand, bis zum Nanking, einem China-Restaurant, in dem ich noch nie Gäste gesehen habe. Dazwischen ein paar Geschäfte, die wahrscheinlich heute noch Diddl-Sachen verkaufen und Klamotten in gedeckten Farben mit Leder-Aufsätzen an den Ärmeln. Hier bleibt die Zeit stehen, weil sie einfach nicht weiß, wohin sie gehen soll.

«Das ist ungerecht», sagte meine Mutter, als sie mich vom Bahnhof im nächsten Ort abholte und wir in Richtung Edena fuhren. «Hier hat sich viel getan in den letzten Jahren. Mit dem Internet und allem. Und den See, den haben sie wirklich toll hingekriegt.»

Ich schwieg. Ich hatte den See aus meinem Leben gestrichen, und ich hätte erwartet, dass meine Eltern das auch getan haben.

«Hast du noch Kontakt zu Eva?»

«Natürlich.» Meine Mutter schaute mich kurz an. «Du musst sie besuchen, sie wird sich freuen.» Sie lächelte unsicher. «Es geht ihr wirklich gut.»

Das wollte ich eigentlich nicht wissen.

Röschen sah überhaupt nicht aus, als würde sie bald sterben. Als ich ihr Zimmer betrat, strahlte sie mich an, ganz klein in dem riesigen Krankenhausbett. Sie steckte mich sofort an. Ich strahlte zurück.

Sie hatte sich die Hüfte gebrochen, als sie versuchte, eine Packung Zucker aus dem Schrank zu holen. Es dauerte vier Stunden, bis meine Mutter sie zufällig gefunden hatte, in der Küche, auf einem weißen, glitzernden Bett aus Zucker. Röschen war 94 Jahre alt. Als meine Mutter

ihr nach der Operation vorschlug, einen Heimplatz zu organisieren, war sie einverstanden.

«Ein neuer Lebensabschnitt», sagte Röschen. «Solange ich meine Sachen mitnehmen darf.»

Noch eine Woche sollte sie im Krankenhaus bleiben. Sie erholte sich erstaunlich schnell.

«Elli», sagte sie jetzt, und es durchströmte mich warm. Nur noch Röschen nannte mich so. Ich stellte die Blumen ab und setzte mich zu ihr aufs Bett.

«Du stirbst nicht.»

«Natürlich nicht», antwortete sie, «hat deine Mutter das etwa behauptet?»

Ich lachte und fühlte mich auf einmal zu Hause. Röschen hatte mich immer verstanden. Wie hatte ich das vergessen können?

«Was macht die Theologie?», fragte sie, und ich überlegte, ob ich ihr alles sagen sollte. Röschens Geist war messerscharf. Sie hatte eine lange Karriere als Richterin hinter sich. Wenn eine wüsste, was bei Gottdemenz zu tun ist, dann sie.

«Ich kann Gott nicht behalten», sagte ich.

Röschen nahm meine Hand, ich konnte ihren Daumen fühlen, dem ein Knochen fehlte. Er war ganz weich. Als Kind hatte ich gern darauf herumgedrückt.

«Wie sollst du ihn behalten können», sagte sie, «er gehört dir doch gar nicht.»

Sie streichelte meine Hand, ihre Augen fielen fast zu. «Kommst du morgen wieder?», fragte sie, ich nickte, und sie schlief ein.

Meine Mutter hatte sich richtig Mühe gegeben. Es gab Krabben in Cocktailsoße, Rippchen mit Kartoffeln und Rhabarberkompott zum Dessert. Das Menü, mit dem

meine Mutter mir eine Freude machen wollte, war seit Jahren identisch, mindestens seit meinem neunten Geburtstag. Nur die Tischaufteilung hatte sich verändert. Seitdem wir nur noch zu dritt waren, saß immer einer am Kopf des Tisches. Natürlich mein Vater. Wir bildeten ein Dreieck, wenn wir zusammen aßen. Eine Dreifaltigkeit, die sich nicht richtig anfühlte.

Mein Vater drückte mich, ließ nur kurz von mir ab, damit er mir ins Gesicht sehen konnte, drückte dann noch mal, so fest es ging.

«Papsi», entrustete es mir. Niemand machte mich so schnell wieder zum Kind wie er.

«Kommt ihr?», sagte meine Mutter und stellte die Krabbencocktails auf den Tisch. Mein Vater nahm am Kopfende Platz, meine Mutter und ich flankierten ihn. Ich wartete auf die mächtige, theatralische Pastorenstimme meines Vaters. Aber er schwieg und berührte sanft meine Hand.

«Übernimmst du?»

«Nein.» Ich sagte es laut und deutlich, es war ein Nein, das über den Tisch ging, über dieses alberne Dreieck, über die drei Teller mit Blumenmustern, über die in rosa Soße ertränkten Krabben, über die sorgfältig gefalteten Papierservietten, die Weingläser, die mit Saft gefüllt waren. Das Nein umkreiste die gefalteten Hände meiner Mutter, deren Knöchel weiß wurden, ihre flatterigen Lider, die sie noch geschlossen hielt, weil irgendjemand schon das Tischgebet sprechen würde, das Nein erreichte meinen Vater, der kurz mit den Mundwinkeln zuckte. Langsam wurde das Nein kleiner, es verebbte, bis nur noch ein schwaches Echo durchs Zimmer hallte, und es verschwand gänzlich, als mein Vater die Stimme erhob und zum Beten ansetzte. Ich faltete die Hände und

schloss die Augen, aber es rastete nichts ein. Kein Raum tat sich auf. In mir war alles leer.

Das Gästezimmer, in dem ich schlief, wenn ich meine Eltern besuchte, hatte den Charme eines Mittelklasse-Hotels: hellgrau gestrichene Wände, etwas dunklere Vorhänge, ein weiß-grau-schwarzer Blumendruck auf Leinwand von Ikea und eine Tagesdecke auf dem Bett, die das Muster wiederholte. Meine Mutter stellte mir immer eine Flasche Wasser auf den Nachttisch und legte eine kleine Schokolade dazu. Ich wusste, sie meinte es lieb, aber es verstärkte den Eindruck, dass ich hier nur zu Besuch war.

Es war mein altes Kinderzimmer. Meine Eltern hatten nach meinem Auszug jeden Hinweis darauf entfernt, dass hier neunzehn Jahre lang erst ein Kind, dann ein Teenager und zuletzt eine junge Erwachsene zu Hause gewesen war.

Meine nackten Füße klebten am Laminat. Es war hier mindestens so heiß wie in Köln. Ich hatte eiskalt geduscht, trotzdem schwitzte ich schon wieder. Ich hinterließ Fußabdrücke auf dem Holzimitat, aber schon als ich das Bett erreichte, waren sie verblasst. Meine Spur verlor sich.

Am meisten vermisste ich meinen alten Teppich. Seine Verschleißpfade, seine Löcher, seine Ruß-, Wachs- und Rotweinflecken dokumentierten meine gesamte Kindheit und Jugend. Vielleicht hatten meine Eltern ihn gerade deshalb herausgerissen. Um nicht sehen zu müssen, dass die Zeit für einige voranschritt und für andere nicht.

Das Zimmer nebenan hatte ich seit fünfzehn Jahren nicht betreten, und ich vermutete, dass meine Eltern das auch nicht taten. Es war ein toter Winkel in diesem Haus: Auf der anderen Seite der sorgsam gestrichenen hellgrauen Wand herrschte das Nichts.